

Europa schwächt sich gegenüber seinen Statuen-Stürmern und gegenüber Autokraten in Entwicklungsländern, wenn die Kolonialzeit nur diabolisiert wird.



«Kolonialismus» in der Umgangssprache meint Verschiedenes: Die Eroberung der Azteken und Inka (beides ihrerseits Kolonialreiche) durch Spanien und Portugal zur Zeit von Leonardo da Vinci. Den Handel britischer, französischer oder niederländischer Privatgesellschaften mit Kolonialwaren und Sklaven ab der Zeit von Isaac Newton. Die Verdrängung ortsansässiger Völker durch britische Siedler in Nordamerika oder französische in Algerien zur Zeit von Karl Marx. Die durch aufgeklärte Staaten angeordneten imperialistischen Eroberungen in Afrika oder Asien zur Zeit von Claude Monet. Hinzu kommen der Binnenkolonialismus der Osmanen, des Zarenreichs, der Sowjetunion sowie das Vasallenstaat-System des kaiserlichen China, welches seine Sklaverei erst 1909 abgeschafft hatte.

«Den» Kolonialismus gibt es nicht, dafür verschiedene Arten der Fremdbestimmung, mit einer Gemeinsamkeit: Technisch und organisatorisch überlegene Völker haben regelmässig weniger fortgeschrittene unterworfen. Erst seit dem Briand-Kellogg-Pakt (1928) und der Uno-Charta (1945) ist das Erobern anderer Länder völkerrechtlich verboten. Ein Fortschritt, der aber seit 2008 durch Quasiannexionen Russlands in Georgien und heute in der Ukraine rückgängig gemacht wird.

Zwei Seiten der Aufklärung

Westlichen Lehrern fällt es oft schwer, die Aufklärung und den Fortschritt, den sie gebracht hat, hervorzuheben und gleichzeitig zu sagen, die Aufklärung habe unseren Vorfahren eben auch die Möglichkeit gegeben, das Unrecht der Kolonisierung zu begehen. In französischen und britischen Lehrmitteln ist viel Unangenehmes klein gedruckt, geht «vergessen» oder wird als «weniger gravierend» bezeichnet als Massnahmen der Konkurrenz. So die blutige Niederschlagung der Sklavenrebellion in Haiti (1802) durch Napoleon oder die brutale Repression der «Meutereien» gegen die britische Herrschaft in Indien und China im 19. Jahrhundert. Nationalstolz und Selbstgefühl sollen nicht leiden. Es fällt auf, dass auch Greuelthaten, begangen durch Befreiungsbewegungen, an europäischen Kolonialisten wie in Indonesien 1947, Kenya 1955 oder Algerien um 1960 ähnlich heruntergespielt werden. Das Selbstgefühl von Einwanderern soll ebenfalls nicht leiden. Doch Geschichtsschönung hat ihre Tücken. Immigrantenkinder aus Hongkong, Mumbai oder Algier verschaffen sich via Wikipedia ein vollständigeres Bild von ihrer Vergangenheit, als in London oder Paris gelehrt wird. Den Kolonialismus in der Schule ohne Querelen zu thematisieren, ist schwierig geworden.

1975, an der Universität Zürich, konnte der Historiker Rudolf von Albertini, noch ohne von uns Studenten ausgebuht zu werden, fragen: «Wie würden Südamerika, Nordamerika, Afrika, Indien, China heute aussehen, wären die Europäer zu

Der Kolonialismus und die Opfermentalität

Was vom Kolonialismus zu halten ist, spaltet heute die Migrationspolitik, die Entwicklungspolitik und viele Klassenzimmer. Gut, dass über Kolonialgeschichte diskutiert wird. Nur nützt ein Europa, das sich über die verflozene Weltherrschaft selbst zerfleischt, den ärmsten Ländern nichts.
Gastkommentar von Toni Stadler

Hause geblieben, hätte es also keinen Kolonialismus gegeben?» 2005, als die Partei von Jacques Chirac ein Gesetz verabschiedet hatte, welches von den Lehrern verlangte, im Unterricht auch positive Seiten des Kolonialismus zu erwähnen, brachte ein Entrüstungssturm sozialistischer Historiker und Studenten das Gesetz zu Fall. Deshalb steht Folgendes in keinem französischen oder britischen Schulbuch: Portugiesen und Spanier hatten in der Renaissance einen Vorsprung beim Bau von komplexen Segelschiffen mit Sterne-Navigation, was im Safawiden-Reich und in Indien rasch kopiert wurde. Mit Engländern, Franzosen und Niederländern folgten die Dampfmaschine, der Expansionsmotor, die Elektrizität, das Flugzeug, der Tran-

sistor. Kolonialismus brachte beiden Amerika, Schwarzafrika und der Südsee die Schrift (so wie das römische Kolonialreich uns das Alphabet gebracht hatte) und den meisten Kolonien viel moderne Infrastruktur, zuerst in den Städten, später fast überall. Der Preis für diesen Transfer technischer Innovationen über 500 Jahre war hoch, besonders für die Sklaven.

Weshalb trotzdem über entwicklungsfördernde Seiten des Kolonialismus sprechen? Nicht aus Stolz – sondern weil sich Europa gegenüber seinen Statuen-Stürmern und gegenüber Autokraten in Entwicklungsländern schwächt, wenn die Kolonialzeit nur diabolisiert wird. Im Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen (UNDP) und im

Entwicklungskomitee der OECD demonstrierten meine Kollegen aus Grossbritannien, Frankreich, den Niederlanden oft einen Respekt für Regierungen und Kulturen ihrer früheren Kolonien, der ans Heuchlerische grenzte. Das verunmöglichte bisher fast jeden Versuch, Entwicklungshilfe an Bedingungen wie gute Regierungsführung, Rechtsstaat und Menschenrechte zu knüpfen. Im vergangenen französischen Wahlkampf hätten sich die Kandidaten links von Macron eigentlich gern für den Kolonialismus entschuldigt. Weil dies aber patriotische Wähler abschreckt, verlagerte sich die Debatte auf die akademische Ebene. «Colonialisme» eignet sich gut für tiefsinnige Fragen ohne Antworten, etwa weshalb der aufgeklärte Victor Hugo 1879 die Kolonisierung Afrikas zwecks «Zivilisierung» öffentlich befürwortet hatte. Rechts von Macron dagegen werteten Präsidentschaftskandidaten allein schon den Anschein einer Entschuldigung als Landesverrat. Diese Politiker vergassen an keiner Wahlveranstaltung auszurufen, Frankreich habe sich für seine grossartige Vergangenheit nicht zu schämen und schulde den früheren Kolonien und deren Migranten nichts. Dieser Graben trennt heute halb Europa.

Schulbücher und Tabuthemen

Auch im Geschichtsunterricht von Entwicklungsländern geht es um die Schonung von Nationalstolz und Selbstgefühl. In muslimischen Ländern Afrikas – etwa Niger – ist der arabische Sklavenhandel in der Schule tabu. Und in den Ländern südlich der Sahara wird die einheimische Beteiligung am Sklavenhandel, etwa durch das Königreich Benin, verschwiegen. Der Historiker Albert Wirz hatte aufgezeigt, dass es vor dem Kontakt mit Arabern und Europäern einen bedeutenden innerafrikanischen Sklavenhandel gab. Spätestens ab dem Abbasiden-Kalifat (750–1258) wurden Menschen von afrikanischen Jägern eingefangen und (kastriert) via arabische Händler nach Mesopotamien, Persien, Indien verkauft. Der senegalesische Anthropologe Tidiane N'Diaye hält den islamischen Sklavenhandel für fünfmal so «tödlich» wie den christlichen – was letzteren natürlich nicht besser macht. Mit den Plantagen in Brasilien, der Karibik und im Süden der späteren USA kam im 17. Jahrhundert der atlantische Dreieckshandel dazu.

In den meisten Schulbüchern fehlt die Beteiligung der Kolonisierten am europäischen Kolonialismus, obwohl zahlreiche einheimische Fürsten mit den Fremden kooperierten. Alle Kolonialmächte rekrutierten vor Ort lokale Freiwilligenarmeen, die Briten Gurkhas, die Niederländer Molukker, die Franzosen Tirailleurs sénégalais, welche bei der Eroberung von Westafrika, danach in beiden Weltkriegen, in Indochina und im Algerienkrieg an der Seite Frankreichs kämpften. Solches in Schulbüchern unterzubringen, war nach der Unabhängigkeit nicht opportun. Kaum selbständig, wurden die Geschichtsbücher der «colons», mit der Präambel «nos ancêtres les Gaulois», eingestampft und durch solche mit afrikanischem Patriotismus ersetzt, einschliesslich eines Personenkults um die neueren Staatschefs.

Der Karibik-Franzose Frantz Fanon (Autor von «Peau noire, masques blancs») und der Ägypter Samir Amin (ein Kritiker des «Neokolonialismus») prägten den Geist der neuen Lehrmittel. Beide identifizierten die Kolonialzeit als hauptverantwortlich für die Rückständigkeit der «Verdammten dieser Erde» und forderten Kompensation. Damit war der Grundstein für eine bis heute lähmende Opfermentalität in den Geschichtsbüchern Afrikas und des Nahen Ostens gelegt. Dies, obwohl in den sechzig Jahren seither Entwicklungsländer wie Indien, Malaysia, Indonesien, Vietnam, welche länger kolonisiert waren als fast alle afrikanischen oder arabischen Länder, unter derselben globalisierten Marktwirtschaft zu erfolgreichen Schwellenländern aufgestiegen sind.

Weshalb sollten die Historiker in Entwicklungsländern ihre Texte zur Kolonialzeit vervollständigen? Nicht um Europa einen Gefallen zu tun. Sondern weil der Sündenbock «Kolonialismus» ständig davon ablenkt, Armut und Jugendarbeitslosigkeit als Folgen fehlender Rechtssicherheit, mangelhafter Berufsbildung und eigennütziger Regierungen zu verstehen. Gute Geschichtslehrer sind «Weltbildbauer». Trotz dringlicheren Problemen, Klimaschutz, Ukraine-Krieg bleibt die Kompetenz unserer Jungen in Kolonialgeschichte wichtig. Dass die technische Modernisierung der nichteuropäischen Welt auch ohne Eroberung hätte erfolgen können (etwa wie in Meiji-Japan), ist jedem klar. Doch wie ein russisches Sprichwort sagt: «Geschichte gibt es nur in der Wirklichkeitsform.»

Die Kunst des guten Unterrichts besteht darin, Studenten ein vollständiges Grundwissen der Kolonialzeit zu vermitteln. Dazu gehört die Einsicht, dass kein lebender Mensch für die Kolonialgeschichte seit Leonardo da Vinci verantwortlich sein kann. Gymnasiasten als entmutigte Bürger des kolonialen «Bösewichts» Europa ins Leben zu schicken, gibt lediglich extremen Rechts- oder Linksparteien Zulauf und nützt am Ende den ärmsten Ländern nichts.

Toni Stadler hat Kolonialgeschichte studiert und 25 Jahre in früheren Kolonien gearbeitet, u. a. für das IKRK, die Uno, die OECD und die Schweizer Entwicklungszusammenarbeit.